

Der ewige Traum [Fortsetzung]

Autor(en): **Caren**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **35 (1945)**

Heft 31

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER EWIGE TRAUM

6. Fortsetzung

Lassen sich prügeln für das bisschen Fressen und fahren dafür jedem armen Teufel an die Hose, um sich für ihr vergewaltigtes Selbstgefühl zu rächen. Mir ist die Katze lieber.“

„Dann haben Sie noch keinen richtigen Hund gehabt“, ereifert sie sich. „In meine Roma würden Sie sich sofort verlieben. Eine Schäferhündin aus den Pyrenäen, hellblond, mit fast cremefarbener Brust und schwarzumrandeten Augen wie eine Primadonna. Beinahe hätte ich sie mitgenommen, ich hatte ein bisschen Angst vor Ihnen, offen gestanden. Aber ich wollte nicht gleich mit einem Polizeihund ins Haus fallen.“

„Wieso...?“ Raffal blickt argwöhnisch auf. „Ich denke, Sie sind nur ganz zufällig wegen der Katze hereingekommen...?“

„O ja, das auch — aber eigentlich wollte ich — — —“

Ariel fühlt sich brennend rot werden. Sie schämt sich jetzt der kleinen Flunkerei von vorhin. Aber was soll man ihm sagen? Doch nicht, dass man eigentlich gekommen ist, um ihm eine Unterstützung anzubieten. Diesem Mann! Der Einfall kommt ihr auf einmal ganz unmöglich vor. Aber was sonst? In ihrem Kopf kreuzen sich in der Bedrängnis des Augenblicks die phantastischsten Ideen, von denen ihr eine besonders glücklich erscheint. Sie versteckt ihre Verlegenheit hinter einem absichtlich burschikosen Ton.

„Ach was, ein kleiner Reportertrick — nichts weiter. Jetzt kann ich es ja eingestehen: ich bin Journalistin und wollte Sie über Ihre Erfindung interviewen. Und da ich wusste, dass...“

Schon wieder reisst ihr der Faden ab. Das dunkle Männergesicht neben ihr ist plötzlich wie versteint in finsterner Unzugänglichkeit. Der Blick ist nur noch Nebel, undurchdringlich, ohne einen Funken von Freundlichkeit.

„Danke, bemühen Sie sich nicht“, sagt er abweisend. „Meine Erfindung ist noch nicht reif zur Veröffentlichung.“

In der nächsten Sekunde wird er ihr den Rücken kehren und in seinem Bau verschwinden. Und sie wird dasitzen auf ihrem Brunnenrand wie ein blamiertes Rautendelein, denkt sie erschrocken und macht unwillkürlich eine Bewegung, als ob sie ihn aufhalten wollte.

„Aber wir können uns doch trotzdem ein wenig darüber unterhalten, ganz privatim, warum nicht? Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich nichts drüber schreiben werde. Sehen Sie, ich habe nicht einmal eine Kamera bei mir, weder am Handgelenk noch am Fussknöchel“, versucht sie zu scherzen. Der Mann im Overall verzieht keine Miene.

„Nein“, sagt er barsch, „ich falle auf solche Zusicherungen nicht mehr herein. Vor einem Jahr waren auch so ein paar von diesen Zeitungsleuten da, auch „ganz privatim“ natürlich. Nachher waren alle Blätter voll davon. Es hat mir viel mehr geschadet als genützt.“

„Warum geschadet?“
„Weil es die Öffentlichkeit viel zu früh alarmiert hat, viel zu früh, als meine Erfindung noch in einem ganz unvollkommenen Stadium war. Ein paar Wochen lang haben mir daraufhin die Interessenten das Haus eingelaufen. Natürlich hat die Sache immer im richtigen Moment nicht funktioniert. Man hat mich für einen Scharlatan gehalten — oder für einen Kretin. Niemand wird begreifen, dass ich doch mit einer ganz primitiven Apparatur arbeite, sozusagen mit

nichts, unter den allerschwierigsten Umständen! Und dann verfällt man der Lächerlichkeit. Ein Mensch, der Gold macht und selber dabei verhungert — das ist doch eine komische Figur, nicht wahr?“

Dominik Raffal presst die Lippen zusammen, als habe er schon zuviel gesagt, und kehrt der Fremden mit rauhem Auflachen den Rücken, um sich wieder seiner Arbeit zuzuwenden. Ariel folgt ihm scheu mit den Augen. Die bittere Selbstironie seiner Worte hat irgendwo in ihrem Innern einen leise bohrenden Schmerz aufgeweckt. Dunkel und nur mit dem Gefühl erfasst sie die wunderliche Tragik dieses Schicksals. Es fällt ihr schwer auf die Seele, dass sie sich unter falscher Flagge bei ihm eingeschmuggelt hat, unter einer in doppeltem Sinne falschen obendrein, denn das Wort „Journalistin“ scheint ihn endgültig vergrämt zu haben. Schweigend macht er sich an seinen Säcken zu schaffen, als ob sie Luft wäre. Mach, dass du endlich fortkommst,

Wir erinnern uns ...

1941:

30. Juli. Die Deutschen und Rumänen berichten, dass ganz Bessarabien besetzt sei. Im Norden erreichen die Offensivkolonnen der Deutschen das Nordende des Peipussees und die Gegend südlich Luga. Um Smolensk spielen sich Kämpfe gegen zunehmenden russischen Widerstand ab.

1. August. Die Schweiz feiert ihr 650jähriges Bestehen nochmals im Zeichen grosser aussenpolitischer Sorgen ab. Seit einem Jahre hat indessen die Rütlirede General Guisans die nationale Entschlossenheit sichtlich gesteigert.

1942:

31. Juli. Die Schlacht um Stalingrad, die lange Monate dauern wird, hat begonnen, ebenso die Schlacht um den Kaukasus: Der Don ist auf seinem Unterlauf bezwungen. Durchbruch gegen Salsk am Rande der Kalmückensteppe.

1943:

31. Juli. Ganz Sizilien ohne das Gebirgsdreieck von Catania nordwärts ist in der Hand der Alliierten.

31. Juli. Der deutsche Frontkeil von Orel ist von den Russen umzingelt.

1. August. Die Regierung Badoglio verbietet die Tätigkeit der neu auferstandenen Parteien für ganz Italien.

1944:

27. Juli. Während in Deutschland Hitler als Antwort auf das Attentat vom 20. Juli den totalen Volkseinsatz befiehlt, phantasieren die militärischen Sprecher in Berlin von der «Zwangslage Eisenhowers» im Westen. Die Amerikaner stehen dicht vor dem Durchbruch bei Avranches.

29. Juli. Die Russen erstürmen an ein und demselben Tage Dünaburg, Lemberg, Stanislaw, Bialystock und Schaulen in Litauen.

30. Juli. Auf Cotentin melden die Amerikaner den Zusammenbruch der letzten deutschen Verteidigungslinie nördlich Avranches-St-Lô.

sagt seine störrische Hinterfront. Nein, nun grade nicht, Herr Erfinder, und wenn Sie noch so finster dreinblicken!

„Müssen Sie das unbedingt jetzt machen?“ fragt sie halb scherzend. Aber er scheint die versteckte Rüge doch verstanden zu haben, denn er lässt den Sack, den er eben gegen den Zisternenrand gestemmt hat, wieder heruntergleiten.

„Ja“, sagt er trocken, „entschuldigen Sie. Wir bekommen heute noch Regen und das Material darf nicht nass werden.“

„Regen? Bei diesem Himmel?“

„Man hat heute um die Mittagsstunde Korsika gesehen, das ist das sicherste Barometer.“ Sein Blick streift flüchtig über ihr dünnes Sommerkleid. „Wenn Sie noch einen weiten Weg vor sich haben, werden Sie gut tun, jetzt aufzubrechen, Madame. Unsere Regen hier sind die reinste Sintflut.“

„Das macht mir gar nichts, ich werde schon wieder trocken. Aber keine Angst, Sie werden mich sowieso gleich los. Sie müssen mir nur noch erlauben, Tino guten Tag zu sagen.“

„Tino?“

„Ja, oder Stan, wie Sie ihn nennen — weil das männlicher klingt. — Wir haben uns neulich beim Baden kennengelernt und Freundschaft miteinander geschlossen.“

„Ach, Sie waren das —!“ Raffal sieht plötzlich aus, als ob ihm ein ganzer Fackelzug von Erleuchtungen durch den Kopf ginge. „Stan hat mir schon davon erzählt. Er faselte etwas von einer Tänzerin, die ihn auf ihre Reisen mitnehmen will und allerhand so Dummheiten. Ich habe ihm den Rat gegeben, sich einen andern Badeplatz zu suchen.“

„Warum denn?“

„Weil ich nicht will, dass man meinem Sohn solchen Unsinn in den Kopf setzt, auch nicht im Scherz. Ich wusste übrigens sofort, dass etwas dahintersteckt.“

„Was sollte denn dahinterstecken?“

„Dass sich irgend jemand unter falschen Vorspiegelungen an den Jungen herangemacht hat, um ihn auszuhorchen.“

Des Liedes Auferstehen

*Erst war ein Wimmeln noch am Rain;
Jungvolk trug goldne Garben ein.
Heimzu geht's nun bei Lied und Ton,
Begleitet vom Akordeon.*

*Wie klingt das hell und froh und klar
Aus glückverbund'ner Jugendschar!
Nur eines steht fernab dem Glied —
Mein Herz, mein Herz, hast du kein Lied?*

*Was fragst du mich nach Lust und Freud?
All meine Lieder sind verstreut;
Sie wandern als ein ferner Sang
Der sternbesäten Nacht entlang.*

*Denn alle Lieder klingen aus —
Und sind doch irgendwo zu Haus.
Der Herrgott kennt Glück, Weh und Lauf
Und ihre Stimmen hebt er auf.*

*Zu künft'gem Lenz, in lauer Nacht
Streut er die eine — andre sacht
Ins junge Feld als Blumentau
Und neu erklingt im Lied die Au.*

Peter Bratschi

Tänzerin! Das klang mir gleich verdächtig. Ich habe eine vorzügliche Witterung.“

„Meinen Sie?“ Sie sieht ihm grade ins Gesicht, mit einem kleinen, spöttisch tanzenden Funken in den Augen. „Dann muss ich Ihnen leider sagen, dass Ihre vorzügliche Witterung Sie diesmal gründlich getäuscht hat. Ich bin nämlich wirklich Tänzerin und von Journalistin keine Spur. Ich lese nicht einmal Zeitungen, geschweige dass ich darin schreibe. So — jetzt ist es heraus“, schliesst sie mit einem kleinen Stoßseufzer der Erleichterung.

Er macht eine verächtliche Gebärde. „Lüge Nummer drei.“

„Nein, wirklich, diesmal ist es die Wahrheit. Ich will Ihnen sogar meinen Namen nennen, damit Sie mir glauben. Ariel Caliga —“

Sie macht eine kleine Pause und sieht ihn lächelnd an, als erwarte sie von ihm irgend ein Aufleuchten erkennender Bewunderung. Es macht ihn ganz verlegen, dass ihm dieser Name so gar nichts sagt, er wird unwillkürlich rot, wie ein Pennäler, der seine Lektion nicht gelernt hat.

„Verzeihen Sie“, sagt er stockend, „ich lebe seit Jahren ganz ausserhalb der Welt. Früher bin ich viel ins Theater gekommen. Ich habe Nijinski gesehen und die Karsavina und alles, was es damals an Tanzgrössen gab. Aber das ist lange her.“

Er begegnet ihrem aufmerksam prüfenden Blick, in dem sich etwas wie Verwunderung ausdrückt. Verwunderung wahrscheinlich über den grotesken Gegensatz, in dem seine ganze Erscheinung zu diesen weltläufigen Reminiszenzen steht. Sicher hält sie ihn für einen lächerlichen Aufschneider, der sich mit einer mondänen Vergangenheit vor ihr brüsten will. Was aber soll man ihr sonst sagen? Dass man einmal Offizier gewesen ist bei den Windischgraetzer Dragonern, ein guter Reiter und Polospieler? Und ihr vielleicht die Photographien zeigen, die Tino dem grossen Scheiterhaufen entrissen hat, auf dem man diese ganze Vergangenheit einäschern wollte? Hier, Madame — sehen Sie, was für ein flotter Kerl ich einmal war! Jetzt laufe ich in einem dreckigen Overall herum und habe Schulden und muss mir von Madame Philomene das Essen schenken lassen. So weit ist es mit mir gekommen...!

Nein, lieber schweigen. Lieber keinen Vergleich herausfordern, der nur zu seinen Ungunsten ausfallen kann in den Augen dieser Frau. Ein Glück, dass sie selbst das Gespräch in ein anderes Fahrwasser leitet.

„Ihr Sohn ist ein reizendes Kind, Sie sind zu beneiden um ihn“, sagt sie nach einer Pause. „Ist es wahr, dass er Musiker werden will?“

Über das ernste Männergesicht gleitet ein Lächeln.

„Ja, es ist seine fixe Idee. Er scheint auch wirklich ganz begabt zu sein. Schon mit drei, vier Jahren sang er jede Melodie nach, die er hörte. Unser Nachbar hat ihm zu Weihnachten eine Occarina geschenkt, seitdem ist es gar nicht mehr mit ihm auszuhalten. Den ganzen Tag phantasiert er auf dem Ding herum, dass ich manchmal ganz nervös werde bei meiner Arbeit. Dabei kennt er natürlich keine Note.“

„Das spricht um so mehr für sein Talent. Wollen Sie ihn nicht ausbilden lassen?“

„Zum Musiker?“ Er lacht. „Um Gotteswillen, das ist doch kein Beruf. Wenn ich das Geld hätte, ihn studieren zu lassen, müsste er mir schon ein solideres Handwerk lernen. Zum Glück sind wir diesem Dilemma vorläufig enthoben, denn ich habe kein Geld, weder für das eine noch für das andere. Und Stan ist ja noch ein Kind.“

„Aber man sollte ihn doch jetzt schon ein richtiges Instrument lernen lassen“, beharrt sie, „Geige oder Klavier, wozu er am meisten Lust hat. Ich möchte ihn so gern einmal spielen hören, schade dass er nicht zuhause ist, vielleicht —“

Sie hebt aufhorchend den Kopf. „Was ist das? Haben Sie irgendwo einen Bienenstock?“

Das Ramseyerloch und die Untertorbrücke

Stadtausgänge des ältesten Bern

Mitten in Wald und Sumpf baute in sagenhafter Zeit mutiger Menschenwille die Feste Nydegg an der Aare, die ins Land mehr abweisend als freundlich grüsste. Zweck dieser Felsenburg war die Kontrollierung und Sicherung des wichtigen Flussüberganges und des breiten Streifen Landes, der das deutsche vom romanischen Volk trennte. Im Schatten der Burgmauern entstand eine vorzährlingische Siedlung, die später zur Stadt erhoben wurde. Urkunden und Chroniken aus jener Frühzeit fehlen. Von der Burg wissen wir nur, dass sie als Reichsfeste um 1266, in der herrenlosen Zeit von den Stadtbernern, selber zerstört worden ist. Heute ist von der ganzen Reichsherrlichkeit nichts mehr geblieben als der Name — Nydegg an der Aare.

Das Leben und die Geschichte Berns beginnen für uns erst mit der Stadtgründung durch Berchtold V. von Zähringen ums Jahr 1191 in der Hochblüte des Mittelalters. Ueber den Hügelrücken lief eine Strasse zum Wassertor der Nydeggfähre hinunter und hinaus in die weite Landschaft.

Unsere Väter sahen noch die Reste des alten sogenannten Ramseyerlochs, des Torturms, der bei der Mattenenge zur Aare hinaus führte. Auf dem Stadtplan Sickingers von 1603—1607 erkennt man den alten Turm genau an den Zinnen. Der Sinnersche Stadtplan von 1790 bezeichnet die Örtlichkeit des Tores mit Engi und der Stadtplan J. J. Brenners von 1757 gibt die Lage des Tores deutlich an. Ansichten aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zeigen den Turm in reduzierter Höhe mit einer Dachschräge; er mag baufällig geworden sein, als die Dachzinne abgebrochen wurde.

Nach dem Bau der Untertorbrücke von 1256 war das Ramseyerloch kein Stadttor mehr. Es verblieb aber als Zugang zur Lenti, Tränke, Schwemme und zum Wasserholen. Später wurde der Durchgang halb vermauert und verfallensadiert und 1723 auf Befehl des Kriegsrates ganz abgeschlossen. Von 1873 an ist der Turm im Hausumbau Mattenenge 5 verschwunden. Noch 1815 sah man dort eine in den Sandsteinfelsen gehauene Treppe, die von der Nydegg zum Fluss hinabführte.

Schon beim Bau der hölzernen Untertorbrücke (1256) und später beim Einbau der steinernen Joche (1461) musste der Läuferplatz und die Einnümdung der Mattengasse dem Brückenniveau angepasst und gehoben werden, wodurch der Torturm samt dem Vorhöfchen in einen Graben versenkt wurden, daher der Name Ramseyerloch. Für diesen Torturm waren auch noch andere Bezeichnungen ge-

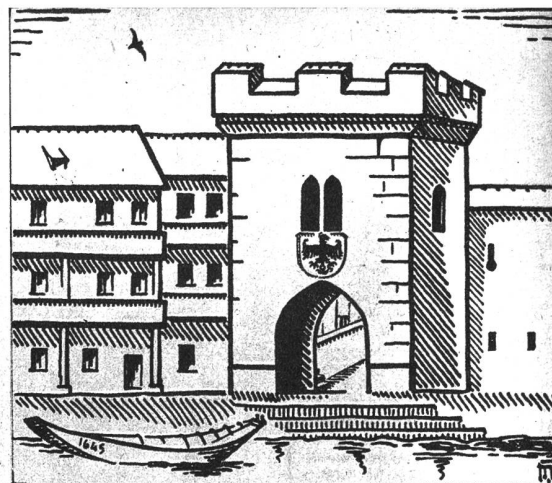
bräuchlich, wie Engitor und Lentitor. Im Turm soll noch im 18. Jahrhundert die chorggerichtliche Gefangenschaft bestanden haben.

Erst nach 1400, als die Trommauer (Abschluss-Ringmauer) vor dem Hause Mattenenge 8 durchbrochen wurde, kam der Name Engi (Mattenengi) auf. 1577 finden wir diese Bezeichnung für die Gassenlücke und Höfchen beim Ramseyerloch. Das älteste Stadtwappen mit dem Bär, erneuert 1555, besteht heute noch am Haus Mattenenge 8. Es gab im Anfang des 15. Jahrhunderts an der Matte noch andere Befestigungstürme, von denen wir aber keine genauere Nachricht haben.

Die Matte, lateinisch stets pratum genannt, war offenbar bei der Stadtgründung eine Wiese auf der Flussniederung der Aare, worauf einzelne Fischerhütten, ein Wirtshaus, vielleicht eine Kapelle gestanden haben mögen. Viel historische Erinnerungen knüpfen sich an die alten Mauern und Winkel des Mattenquartiers; der unterste und älteste Teil hat noch den Stempel einer früheren Zeit bestens bewahrt. Unter den Handwerkern blühten vor allem die Gerber (Gerbergasse) und die Weber, die mit ihren Erzeugnissen ausgedehnten Handel trieben. Das Bern-tuch hatte schon in jenen frühesten Zeiten einen guten Ruf. Die neue Zeit kam da unten noch nicht zu ihrem Recht der Sanierung.

Im Jahr 1717 sollen bei sehr niedrigem Wasserstand der Aare, «dass man vielen Orten zu Pferd und Fuss ohne Gefahr habe durchwaten können», beim ehemaligen Fasshaus im Altenberg (Nähe Landhaus) Reste eines seltsamen Werkes «in geviert von Balken ungefähr 12 Schuh lang und breit, mit grossen Steinen ausgefüllt» zum Vorschein gekommen sein; nach Ansicht der Historiker sind es Reste eines alten Brückenpfeilers gewesen (?). Auch beim Ramseyerloch war ein Brückenschlag unmöglich, da die unbedeutende Niveaudifferenz zwischen Torfuss und Wasserspiegel eine richtige Aarebrücke mit offener Schiffsdurchfahrt ausgeschlossen hätte. Es ist also die Untertorbrücke wohl der erste Brückenbau. Die schmale Flusskrümmung bei der Nydegg war für den Aareübergang am günstigsten.

Der Bau der Untertorbrücke begann 1256 gleichzeitig mit der dritten Stadterweiterung: Zeitlocken-Käfigturm. Die Brücke war nach mittelalterlicher Art befestigt. Sie hatte an beiden Enden und auf den Flusspfeilern verschliessbare Toraufbauten. Die Brustwehren waren gezinnt, das Ganze gedeckt, so dass diese Brücke in hübscher, architektonischer Gestalt das Aussehen einer kleinen Festung bot.



Sie diente ebenso dem Verkehr wie der Verteidigung, zu welchem Zweck jenseits ein fester Wehr- und Wachturm, der sogenannte Bluturm, als Brückenkopf mit Graben und Fallbrücke errichtet wurde. Dieser Torturm hatte ursprünglich nur drei Fassaden, da die gegen Brücke und Stadt zugekehrte Seite, wie bei den andern Stadttoren, offen war. 1625 wurde der Tordurchgang vermauert und der Brückenausgang um den Turm herumgeführt.

Unter dem Brückendach gab es zu beiden Seiten der Fahrbahn Krambuden und auf dem stadtseitigen Brückenpfeiler befand sich eine Wegkapelle, 1467 der hl. Maria geweiht. In Kriegszeiten lag eine Besatzung auf der Brücke. Zweimal wurde die alte Nydeggbrücke durch die Heere Rudolfs von Habsburg 1288 aufs allerschwerste bedroht.

1758, bei Anlass der Staldenkorrektur, wurden die Brückenaufbauten entfernt und ein neues äusseres Tor erstellt, und im Jahre des Heils 1760 auf der Stadtseite ein Triumpfbogen errichtet, für die Ewigkeit; doch fiel der Bogen 1820 und das äussere Portal 1863 (Sündenfall der Ratsherren). Es ist bedauerlich, dass die prächtige Brücke, kurz vor ihrer teilweisen Ausschaltung aus dem Verkehr durch den Bau der neuen Nydeggbrücke (1844) sich noch eine Modernisierung mit dem simplen Eisengeländer gefallen lassen musste, die ihr allen architektonischen Schmuck geraubt hat.

Unten bei der Nydeggbrücke stand der Vorspann für Frachtwagen bereit, um die schwere Last den Stalden hinaufzuziehen, der bis zum vierröhrigen Brüggerbrunnen am Schwendeplatz steil anstieg, in seinem obern Teil noch stärker als heute, ehe die untere Gerechtigkeitgasse zu wiederholten Malen korrigiert wurde.

Ein halbes Jahrtausend und mehr hatte die nun kahl- und kaltgestellte Untertorbrücke als Verkehrsader ins weite Land hinaus gedient, auf der das Chaislein und die Postkutsche, der vierspännige Lastwagen und der tapfere Fussgänger die Entfernungen massen,

«jä gäll, so geit's!»

Ein leises, eintöniges Summen, wie von tausend Bienen, kommt aus der Richtung des Hauses. Raffal schüttelt belustigt den Kopf.

„Nein, das ist meine Maschine. Ich bin schon so daran gewöhnt, dass ich es gar nicht mehr höre.“ Er zieht seine Uhr aus der Brusttasche. „Es wird übrigens Zeit, dass ich den Strom abstelle. Wollen Sie mit hereinkommen und es sich ansehen?“ fragt er mit einem plötzlichen Aufleuchten, das sein Gesicht um Jahre verjüngt. Er verspürt auf einmal ein unbezwingbares, naives Bedürfnis, ihr diese selbstgebaute Maschine zu zeigen, die sein Stolz ist, sein Sieg über die hartnäckige Bosheit des Schicksals.

Es ist nichts als ein simples Holzkästchen, wie eine Art

selbstgebastelter Radioapparat, getragen von einem rohgezimmerten Stativ, dessen vier gespreizte Füsse auf einer grossen, am Boden liegenden Kupferplatte stehen. Unter dem surrenden Kästchen, in der Mitte der Kupferplatte, liegt ein kleiner grauer Sack. Dieser Sack, erklärt Raffal, enthält pulverisiertes Mineral. Das Kästchen darüber aber umschliesst das eigentliche Geheimnis, ein neues merkwürdiges Element, „Ixon“ genannt, das unter einer bestimmten elektrischen Spannung Strahlen aussendet, ähnlich dem Radium, aber unvergleichlich viel stärker.

„Und verstehen Sie“, sagt Raffal, „unter der Einwirkung dieser Strahlen verändern sich die Atome des Minerals.

(Fortsetzung folgt)